

# Sterben, Tod, Trauer – in Würde

**Einführungsreferat zur Vollversammlung  
des Diözesanrates im Bistum Passau  
am 20. Oktober 2007**

von  
Pfr. Dr. Johannes Brantl  
Privatdozent im Fach Moraltheologie und  
Studentenseelsorger an der Universität Passau

## **0. Einleitung: Warum dieses Thema auf den Nägeln brennt**

Noch in diesem Jahr soll ein weltweit einmaliges Projekt im deutschen Digitalfernsehen starten. Über Satellit oder Internet wird dann nämlich „Etos TV“, ein ganz spezieller „Trauersender“ erstmals sein Programm ausstrahlen.<sup>1</sup> Von seinen thematischen Schwerpunkten her möchte sich dieser neue Trauersender „Etos TV“ mit Fragen der Vorsorge im Alter und für den Todesfall befassen, er will über schöne Friedhöfe sowie neue Entwicklungen in der Bestattungskultur informieren, und er soll die Möglichkeit zu einer neuen Form von Todesanzeigen im Fernsehen bieten – gegen gute Bezahlung, versteht sich. Mit etwa 2000 Euro muss nämlich die Kundschaft schon für einen standardisierten Fernseh-Nachruf von eineinhalb Minuten Sendezeit rechnen, bei dem ein professioneller Sprecher zu Bildern der verstorbenen Person, untermalt mit stimmungsvoller Musik, eine von den Hinterbliebenen selbst verfasste Würdigung vorträgt. Bei jährlich über 480000 Todesanzeigen in Deutschlands Zeitungen ist davon auszugehen, dass durchaus Marktchancen auch für entsprechende Formate im Privatfernsehen bestehen. Der Gründer von „Etos TV“, Wolf Tilman Schneider, berichtet jedenfalls, dass ein paar Interessenten bereits angerufen und gefragt haben, ob man ihnen nicht schon zu Lebzeiten einen Nachruf fertigen könne, bevor es die „buckelige Verwandtschaft“ tue.<sup>2</sup>

Diese neue, doch recht skurrile Blüte eines eigenen Trauersenders in der deutschen Medienlandschaft illustriert – wie ich meine – auf ihre Weise nochmals sehr anschaulich, was schon seit längerer Zeit immer wieder mit Blick auf den menschlichen Lebensbereich „Sterben, Tod, Trauer“ diagnostiziert wird: Es sei – so sagen viele – ein ganz massiver Trend zur Technisierung, zur Kommerzialisierung und zur Trivialisierung im Umgang mit Sterben,

<sup>1</sup> Informationen hierzu im Internet unter <http://www.digitalfernsehen.de> (17.9.2007).

<sup>2</sup> Vgl. Hans Hoff, 'Eine schöne Leich', in: Süddeutsche Zeitung vom 13. 9. 2007, 15.

Im Artikel der Süddeutschen Zeitung ist noch die Rede von „EOS TV“; aufgrund von markenrechtlichen Gründen musste der Sender mittlerweile allerdings in „Etos TV“ umbenannt werden.

Tod und Trauer zu verzeichnen. Nicht mehr nur in den großen Städten, sondern auch in den ländlichen Gebieten Deutschlands komme es mehr und mehr zum Verfall jener Formen von Trauerkultur, die sich zuvor im Zusammenspiel zwischen christlicher Tradition und bürgerlicher Moderne entwickelt haben.

Den Bedeutungsverlust insbesondere der christlichen Kirchen in den menschlichen Lebenssituationen „Sterben, Tod und Trauer“ beschreibt ein Sozial- und Kulturhistoriker unserer Tage wie folgt: „Die Geistlichen sind kaum mehr als Statisten in einem Spiel, dessen Regeln sie nicht mehr bestimmen. Selbst die Betreuung von Sterbenden und Trauernden, die jahrhundertlang eine Domäne der Seelsorger war, wird heute immer stärker von anderen gesellschaftlichen Gruppen übernommen. Manchmal sind es eigens gegründete Sterbehilfe-Vereine, manchmal professionalisierte Trauerbegleiter oder Psychotherapeuten. Nicht zuletzt äußert sich die Säkularisierung von Tod und Bestattung auch topographisch: Nicht das christliche Gotteshaus, sondern die kommunale Leichenhalle ist der moderne Ort der Trauer.“<sup>3</sup>

Nun halte ich ehrlich gesagt herzlich wenig davon, als gläubiger Christ über die ach so gottlos gewordene Gegenwart zu lamentieren und naiv nostalgisch die guten frommen alten Zeiten zu beschwören. In denen ging es, gerade auch was die kirchlich geprägten Formen der Trauerkultur anbelangt, keineswegs immer so gottgefällig und menschnahe zu, wie dies zu wünschen gewesen wäre. Man denke nur an die unselige Unterscheidung zwischen Beerdigungen erster, zweiter oder gar dritter Klasse: beim reichen Bauer gab es ein „levitiertes Amt“ mit aller erdenklicher Feierlichkeit; für die mittellose Dienstmagd dagegen begnügte man sich oft mit einer stillen Messe, die vom Kaplan gelesen wurde.

Einerseits ist es zwar sicher richtig zu sagen, dass die Auflösung christlicher Traditionen im Umgang mit Sterben, Tod und Trauer vielfach einen echten Verlust an Menschlichkeit darstellt; andererseits muss man aber auch sehen, dass im Säkularisierungsprozess, den unsere Gesellschaft nicht zuletzt im Bereich der Trauerkultur erfahren hat und noch erfährt, eine beachtliche Chance liegt. Ich meine damit die Chance, sich als Kirche wieder neu und ganz gezielt auf jene Kräfte und Ausdrucksformen des christlichen Glaubens zu besinnen, die wirklich geeignet sind, Menschen unserer Zeit in ihrer existentiellen Herausforderung durch Sterben, Tod und Trauer zu begleiten und zu unterstützen.

Was lässt sich vom großen Erfahrungsschatz und Reichtum christlicher Spiritualität als Hilfe für ein gelingendes menschliches Leben bis zuletzt einbringen? Welche Symbole, welche

---

<sup>3</sup> Norbert Fischer, *Wie wir unter die Erde kommen. Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik*, Frankfurt a. M. 1997, 118.

heiligen Zeichen und Rituale sind in der Lage, das Geheimnis von Leben und Tod den vielen fragenden und suchenden Menschen heute im Licht des Evangeliums auszudeuten?

Wie muss christlich motivierte Sorge um den Nächsten bei Haupt- und Ehrenamtlichen geartet sein, dass der Mitmensch sich auch wirklich auf seinem sehr persönlichen und intimen Weg des Sterbens, des Abschieds und der Trauer ernstgenommen, angenommen und getröstet fühlt?

Es ist sicher nicht übertrieben, wenn man es als den Testfall schlechthin für den Glauben und die kirchliche Pastoral ansieht, dass beide sich gerade auch in den schwierigen Grenzerfahrungen am Ende des Lebens bewähren.<sup>4</sup>

Bevor Sie dann in den fünf verschiedenen Arbeitsgruppen Gelegenheit haben werden, sich Ihren eigenen Interessenschwerpunkten nach näher mit verschiedenen Einzelaspekten unserer Thematik zu befassen, darf ich an dieser Stelle zunächst noch einmal kurz einige Kerngedanken formulieren, die gewissermaßen den weit gezogenen Horizont im Studienteil dieser Diözesanrats-Vollversammlung umreißen sollen. Ich will mich dabei an die vorgegebenen Stichworte im Thema halten und dem entsprechend drei Punkte benennen.

### **1. Sterben: an der Hand statt durch die Hand des anderen**

Während bis noch vor fünfzig Jahren die Menschen in unserem Kulturkreis vorwiegend Angst vor einem plötzlichen Tod hatten, der einem die Möglichkeit zum vorbereiteten Abschied – insbesondere zum Empfang der Sterbesakramente – nimmt, so ist heute die Situation eine ganz andere: Es ist gerade der schnelle, plötzliche Tod, ohne langes Siechtum und Leiden, ohne beklemmende Momente der bewussten letzten Begegnung mit Angehörigen und Freunden, den sich viele Menschen für sich wünschen. Vor allem der Gedanke, in der letzten Phase des Lebens hilflos und ohne Selbstkontrolle einer kalten Apparatemedizin ausgeliefert zu sein und mittels künstlicher Beatmung oder Ernährung durch die sog. PEG-Sonde<sup>5</sup> eine sinnlose Verzögerung des Sterbens erleiden zu müssen, ist für nicht wenige ein persönliches Horrorszenario geworden.

Manche Auswüchse in der modernen Medizin lassen solche Vorstellungen und Ängste sicher nicht als unberechtigt erscheinen. Allerdings möchte ich in diesem Zusammenhang doch in

---

<sup>4</sup> Vgl. Erhard Weiher, Die Religion, die Trauer und der Trost. Seelsorge an den Grenzen des Lebens, Mainz 1999, 42.

<sup>5</sup> PEG = Perkutan-endoskopische-Gastrostomie. Bei diesem Verfahren können Patienten, welche auf normalem Weg keine Nahrung mehr zu sich nehmen können, die erforderlichen Nahrungssubstanzen direkt in den Magen geleitet werden, nachdem eine entsprechende Sonde im Verlauf eines relativ geringfügigen operativen Eingriffs durch die Bauchdecke gelegt worden ist.

aller Deutlichkeit davor warnen, ein übertriebenes Zerrbild der negativen Auswirkungen des medizinisch-technischen Fortschritts zu zeichnen.

In den meisten Fällen sind die Möglichkeiten der modernen Medizin ein echter Segen für die Patienten; und auch für ein menschenwürdiges Sterben kann eine intensive medizinische Behandlung oft ebenso erforderlich sein wie der Verzicht auf deren Anwendung.

Freilich ist durch die insgesamt beträchtlich erweiterten Handlungsmöglichkeiten die medizinische Begleitung des Menschen gerade am Ende seines Lebens immer komplexer geworden. Das Spektrum zwischen „nützlicher Therapie“ auf der einen Seite und „notwendigem Sterbenlassen“ auf der anderen Seite hat sich in eine breite Palette unterschiedlicher Nuancen ausdifferenziert, was selbst erfahrenen Ärzten oft das richtige Entscheiden erschwert.

Aus diesem Grund wird es in Zukunft eine vorrangige Aufgabe für die moderne Medizin sein, dass sie sich mehr als bisher mit den Kriterien einer Begrenzung des Einsatzes ihres Könnens befasst – und das keineswegs nur auf einem abstrakt-theoretischen, akademischen Niveau, sondern mehr noch auf der Ebene der jeweiligen Arztpersönlichkeit. Denn erst mit der existentiellen Bereitschaft, die einzigartige Grenze des Todes anzunehmen und damit verbunden die Frage nach dem letzten Woraufhin des menschlichen Lebens an sich heran zu lassen, behalten der Arzt und sein Handeln in den Grenzbereichen zwischen Leben und Tod den Charakter jener Menschlichkeit, die auch im Stande ist, von einem „therapeutischen Übereifer“<sup>6</sup> abzusehen.

Gefordert sind aber nicht nur die Mediziner, sondern ebenso unsere moderne Gesellschaft, die ihre Erwartungen an das medizinisch Machbare desgleichen auf ein menschliches Maß reduzieren muss. Aus Gründen der Fairness gegenüber den Ärzten ist nämlich auch zu sehen, dass gelegentlich dieselben Angehörigen, welche nach dem Ableben eines Patienten eine medizinische Übertherapie beklagen, den Betroffenen zunächst mit der dringenden Erwartung in die Klinik gebracht haben, dass dem Sterben möglichst Einhalt geboten wird. Es ist eben für alle schwer zu sehen und erst recht zu akzeptieren, dass die letzte Stunde geschlagen hat.

Wenn nun allerdings in ethischen Diskussionen über ein „Sterben in Würde“ die Rede ist, so kommt dabei für viele in erster Linie der Gedanke an Autonomie, an menschliche Selbstbestimmung mit ins Spiel. Und auch in theologisch-ethischer Perspektive ist die Autonomie des Menschen ein hohes Gut, gehört das Recht auf Selbstbestimmung ganz unbestritten zur Würde des Menschen, zu seiner Gottebenbildlichkeit.

---

<sup>6</sup> Johannes Paul II., Enzyklika „Evangelium vitae“ über den Wert und die Unantastbarkeit menschlichen Lebens vom 25. März 1995 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 120, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1995), Nr. 65.

Sobald jedoch dieser Aspekt der Selbstbestimmung verabsolutiert wird, verkehrt sich das Anliegen, in einer Gesellschaft wahrhaft menschlich miteinander umzugehen, schnell ins Gegenteil.

Das zeigt sich besonders deutlich am Beispiel jener lautstarken Befürworter von „aktiver Sterbehilfe“ oder „Beihilfe zur Selbsttötung“ auch hier in Deutschland, die mit Verweis auf unsere Nachbarländer Belgien, Niederlande oder Schweiz darauf pochen, dass in jeder freiheitlich-demokratischen Gesellschaft rechtliche Rahmenbedingungen zu schaffen sind, die es dem einzelnen Individuum erlauben, seine Lebensziele – die Beendigung des eigenen Lebens inbegriffen – selbstbestimmt zu verwirklichen.

Dem ist entgegenzuhalten, dass der Mensch keineswegs nur und in erster Linie als das selbstbestimmte und eigenverantwortliche Individuum zu sehen ist; in eben solchem Maße ist er nämlich auch Wesen der Beziehung und Gemeinschaft. Die Würde eines jeden Menschen liegt nicht nur in seiner Möglichkeit zur Selbstbestimmung begründet, sondern sie leitet sich ebenso maßgeblich aus den Beziehungen zu den Mitmenschen und zu Gott, dem transzendenten Bezugspunkt unserer menschlichen Existenz, her. Eine solche Deutung des Menschen als gleichermaßen einmaliges und auf Gemeinschaft hin bezogenes Wesen erfordert es dann aber weit mehr, immer wieder neue Formen gesellschaftlicher Solidarität zu entwickeln, die dem Einzelnen positiv dazu verhelfen, sein Leben bis zuletzt gelingend zu gestalten, anstatt ihm einfach nur die schnelle Lösung einer „Tötung auf Verlangen“ oder „Beihilfe zur Selbsttötung“ anzubieten.

Paradoxerweise ist es allerdings seit neuestem gerade das Gebot der Hilfsbereitschaft und Solidarität, worauf sich die sogenannten „Right-to-die-Societies“ wie die „Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben“ oder die Schweizer Organisationen „EXIT“ und „DIGNITAS“ berufen wollen, wenn sie ihre Mitmenschen bei der Durchsetzung ihrer Sterbewünsche unterstützen oder sogar Beihilfe zum Suizid praktizieren. So heißt es zum Beispiel wörtlich im „EXIT-Leitbild“: „Freitodbegleitung ist der letzte Dienst, den EXIT einem Mitmenschen erweisen kann. EXIT begleitet Mitglieder auf deren ausdrücklichen Wunsch, die wegen schwerer körperlicher Krankheit, Behinderung oder vielfältigen Altersbeschwerden so sehr leiden, dass sie in ihrer Existenz keinen Sinn mehr sehen.“<sup>7</sup>

Aufgrund der sehr liberalen Regelung im Schweizerischen Strafgesetzbuch, welche zwar die „Tötung auf Verlangen“ verbietet (Art. 114 StGB), aber die Beihilfe zum Suizid erlaubt, wenn selbstsüchtige Beweggründe beim Helfenden fehlen (Art. 115 StGB), werden pro Jahr allein durch EXIT mehrere hundert Personen, darunter Alzheimer-Patienten, psychisch

---

<sup>7</sup> EXIT – Deutsche Schweiz (Hrsg.), Selbstbestimmung im Leben und im Sterben, Zürich – Baar<sup>2</sup>2005, 19.

Kranke oder sog. „lebensmüde“ ältere Menschen, die nicht an einer schweren Krankheit leiden<sup>8</sup> in ihrer Selbsttötungsabsicht bestärkt und bei der entsprechenden Handlung entscheidend unterstützt.

Ist das tatsächlich – so bleibt aus der Sicht einer christlichen Ethik in jedem Fall kritisch, aber eigentlich nur rhetorisch zu fragen – jene mitmenschliche Solidarität und jener selbstlose Freundschaftsdienst, welche die Basis einer wirklich humanen menschlichen Gesellschaft bilden?

Ist es nicht eine tragische Verkürzung der Leitidee menschlicher Selbstbestimmung, wenn man Autonomie mit möglichst weitgehender Unabhängigkeit gleichsetzt, wenn man länger anhaltende Situationen der Hilfsbedürftigkeit und Angewiesenheit auf andere, wenn man Leiden und Schwäche als menschenunwürdig betrachtet und nur ein abstrakt selbstbestimmtes Sterben als menschenwürdig akzeptieren will?

Ist es ein Zeichen des Respekts vor der Würde und Autonomie des Anderen, wenn man ihm bei der Selbsttötung assistiert, oder zeugt es nicht doch vielmehr von eigentlichem Desinteresse an der Person des Anderen, von einer Haltung distanzierter Geschäftigkeit, welche die bedrängenden Lebensprobleme ihrer Mitmenschen lieber schnell und effektiv aus der Welt geschafft wissen will, anstatt sich womöglich langwierig und mühsam mit ihnen befassen zu müssen?

Weder „Beihilfe zur Selbsttötung“ noch „Tötung auf Verlangen“ oder gar eine „Tötung aus Mitleid“ („mercy killing“) können für sich in Anspruch nehmen, eine wirkliche Hilfe für den sterbenden Mitmenschen zu sein. Sie sind keine echte Hilfe, weil sie die Person, der die Hilfe gelten soll, vernichtet; und sie sind auch nicht die einzige Hilfe, weil Sterbende (darunter auch solche, die den Wunsch äußern, sterben zu dürfen) sich weit mehr menschliche Zuwendung und wirksame Schmerztherapie erwarten, als dass sie sich nach dem „erlösenden“ Giftbecher oder der Todesspritze sehnen.

Eine erfahrene Pflegedienstleiterin hat vor diesem Hintergrund den Auftrag wahrer Humanität und christlicher Nächstenliebe einmal dahingehend formuliert, dass vor allem Kreativität, Mut und Aufmerksamkeit für die kleinen Dinge in der Betreuung Sterbender gefordert seien.<sup>9</sup>

Was das konkret bedeutet, hat sie an einem kleinen Beispiel illustriert: Eine ihrer Patientinnen hatte den Wunsch, noch einmal Sekt trinken zu können, womit sie die Erinnerung an die erste Begegnung mit ihrem Mann verband. Weil die Patientin jedoch an Schluckstörungen litt, war

---

<sup>8</sup> In aller Offenheit gibt darüber EXIT selbst in der soeben zitierten Informationsschrift Auskunft.

<sup>9</sup> Vgl. Martina Kern, Pflege am Ende des Lebens, Pflege des Lebens, in: Leben und Sterben in Würde (Dokumentation). Erklärungen und Redebeiträge des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Bonn 2007, 18-29, hier:23f.

es nicht so einfach, diesen Wunsch zu erfüllen. Also ließen die Pflegerinnen ein wenig ihre Phantasie walten und haben den Sekt mit Hilfe der kleinen leeren Herzförmchen aus einer Schachtel Milkaherzen eingefroren. Auf diese Weise konnte die Patientin den Sekt dann schließlich doch noch zu sich nehmen und so ein Stück Lebensqualität noch im Sterben gewinnen.

Genau darum geht es: Das Grundbedürfnis eines jeden Menschen, als Person geachtet, respektiert und angenommen zu werden, gilt in keiner Weise weniger für den todkranken und sterbenden Menschen. An eben diesem Grundbedürfnis muss sich das Handeln von Angehörigen, Ärzten, Pflegepersonal und Seelsorgern im Zuge der Betreuung und Begleitung von Menschen in der letzten Phase ihres Lebens orientieren.

Ausdrücklich möchte ich in diesem Zusammenhang die wichtige und unverzichtbare Arbeit der Hospizbewegung hervorheben. Sterbebeistand und Sterbebegleitung sind ein echtes Stück Lebenshilfe, das ein hohes Maß an Professionalität braucht, aber in weiten Teilen doch auch auf den Schultern von engagierten Ehrenamtlichen ruht. Deren Kompetenz und Ethos zu stärken, ist eine wesentliche Voraussetzung für menschenwürdiges Sterben in unserer Gesellschaft. Nur in einer breit getragenen Solidarität mit den sterbenden Menschen selbst und vor allem auch deren Angehörigen, die nicht selten bis an die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit gefordert sind, kann die positive christliche Entsprechung zum gleichzeitig betonten kategorischen Nein gegenüber der Pseudohumanität einer „Tötung auf Verlangen“ oder einer „Beihilfe zur Selbsttötung“ liegen.

Dabei gilt es vor allen Dingen aber auch eine ganz grundlegende Einsicht nicht zu vergessen: dass es nämlich kein allgemein gültiges Rezept für ein Sterben in Würde gibt. In diesem Sinne hat der inzwischen emeritierte Limburger Bischof Franz Kamphaus sicher Recht, wenn er schreibt: „Die Erfahrung des Todes kommt an jeden erst heran, wenn es so weit ist. Sie kann nicht verordnet oder eingeübt werden. Sie ist kein Konfektionsartikel, sondern ein ganz persönliches Geschehen. Den letzten Abschied kann uns niemand abnehmen, jeder nimmt ihn für sich. Das ist das Geheimnis des Todes, seine Würde. Umso wichtiger ist es, die Möglichkeit der Sterbebegleitung wahrzunehmen. (...) Wer Sterbende begleitet, der erlebt den Tod ganz unmittelbar. Er begleitet nicht nur den anderen, sondern ist selbst betroffen.“<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Franz Kamphaus, Gott beim Wort nehmen. Zeitansagen, Freiburg-Basel-Wien 2006, 214f.

## 2. Tod: bewusst bedenken statt realitätsfern ausblenden

Wer nach Interpretationen des gegenwärtigen Umgangs mit dem Tod fragt, dem wird oft mit der griffigen Formel von der „Verdrängung“ geantwortet.<sup>11</sup> An dieser Rede von der „Todesverdrängung“ in der modernen Gesellschaft ist viel Wahres. Denn nicht wenige denken und leben so, wie es bereits vor mehr als 2300 Jahren der hellenistische Philosoph Epikur als Motto formuliert hat: „Der Tod betrifft uns nicht. Solange wir da sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr.“<sup>12</sup>

Der Gedanke an den Tod – geschweige denn den eigenen Tod – wird im Interesse eines möglichst unbeschwerten Lebens beiseite geschoben, ausgeblendet und verdrängt. Daran vermag offensichtlich auch die fast schon penetrante mediale Präsenz des Themas Tod kaum etwas zu ändern. Eher ganz im Gegenteil: Die oft erschreckend brutalen Bilder von Leichen im Fernsehen und in der Zeitung oder die berüchtigt blutrünstigen Computerspiele verstärken sogar noch den Eindruck, dass der Tod etwas ist, das sich durch Umblättern oder Umschalten beseitigen, ausblenden lässt, dass der Tod etwas in der fernen weiten oder gar in einer virtuellen Welt ist, das vielleicht andere, aber doch nicht die eigene Person angeht.

So sehr allerdings die Tendenz besteht, in unserer modernen Gesellschaft die Wirklichkeit des Todes zu verdrängen, so unbestreitbar ist dennoch die Tatsache, dass der Tod zum Leben gehört. Irgendwann wird jeder Mensch in seinem ganz persönlichen Leben mit der Realität des Todes konfrontiert, und dann zeigt sich oft umso schmerzlicher, dass viele inzwischen selbst bei fortgeschrittenem Alter extrem todunerfahren sind. Diese Unerfahrenheit wiederum bewirkt Hilflosigkeit, übertriebene Angst, ja Panik in einer Situation, die man zwar als leidvolles, aber trotzdem doch natürliches Schicksal alles Lebendigen sehen und anerkennen muss.

Geradezu symptomatisch zeigt sich die hilflose, ja bisweilen wirklich panische Reaktion des todunerfahrenen modernen Menschen, wenn manche Angehörige vom Totenbett einer nahestehenden Person möglichst schnell wieder weg wollen. Sie kommen mit dem Stillstand und der Stille nicht zurecht, die mit dem Tod eingetreten sind; und so flüchten sie sich oft schon nach ein paar Minuten in eine organisatorische Betriebsamkeit, die weniger von Außen her verordnet als vielmehr von einer inneren „Maschinerie“ der Flucht vor dem Tod angetrieben wird.

---

<sup>11</sup> Zur Verdrängungsthese vgl. u.a. Armin Nassehi/Georg Weber (Hrsg.), Tod, Modernität und Gesellschaft. Zu einer Theorie der Todesverdrängung, Opladen 1995.

<sup>12</sup> Zitiert nach: Klaus-Dieter Zacher, Epikur, in: Metzler Philosophen Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen, Stuttgart-Weimar 1995, 253-256, hier: 253.

Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Gefühle der Angst, der Ohnmacht, der Verzweiflung und der Fassungslosigkeit im Angesicht des Todes sind alles andere als unnatürlich. Jeder, der selbst schon hautnah mit dem Tod in Berührung gekommen ist, weiß, dass zumal der Tod eines geliebten Menschen den Charakter einer Katastrophe hat. Und es wäre vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus gesehen nichts verkehrter und unangemessener, als diesen Katastrophencharakter des Todes schönreden oder leugnen zu wollen.

Jede christliche Seelsorge, die ihren Namen zurecht trägt, kann gar nicht anders, als die vielfältigen Ängste der Menschen – und dabei besonders die Angst vor dem Tod bzw. vor dem, was nach dem Tod kommt – zu sehen und radikal ernst zu nehmen. Genau das ist nämlich überhaupt erst die Voraussetzung dafür, dass übersteigerte und lähmende Angst vor dem Tod, die nicht lebensdienlich sondern lebensfeindlich ist, bewältigt und abgebaut werden kann.

In diesem Zusammenhang wird dann natürlich ganz entscheidend sein, wie glaubhaft christliche Verkündigung, Seelsorge und individuelle Lebensführung die Überzeugung vermittelt, dass das menschliche Leben mit dem Tod zwar an sein Ende, nicht aber schon an sein Ziel gelangt ist.

Das Schreiben der deutschen Bischöfe mit dem Titel „Tote begraben und Trauernde trösten. Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht“ aus dem Jahr 2005 bringt das christliche Todesverständnis und seine Konsequenz für die Lebenspraxis prägnant zum Ausdruck: „Christlicher Glaube spricht davon, dass der Mensch im Tod nicht untergeht, sondern von Gott in eine neue Schöpfung verwandelt wird. (...) Weil Gott den Menschen liebt, darf der Mensch voll Vertrauen sich selbst und den Ertrag seines Lebens in die Hände Gottes zurückgeben. Diese Übereignung kann nicht erst in der Sterbensnot erlernt werden. Sie ist der zentrale Inhalt der ‚ars moriendi‘, die ein Leben lang eingeübt werden muss.“<sup>13</sup>

Mit dem Stichwort einer „ars moriendi“ ist meiner Meinung nach der entscheidende Punkt benannt. Denn zu einer christlichen Kunst zu leben, zur „ars vivendi“, gehört unabdingbar auch eine „ars moriendi“, die Kunst, sich im Leben dem Tod zu stellen und ihn nicht zu verdrängen.

Freilich, auch unter entschiedenen Christen wird diese „ars moriendi“, die Kunst der bewussten Annahme und Einübung des Sterbens, heute kaum mehr gewagt. Allzu schnell assoziiert man damit eine negative Einstellung zum Leben, Schwermut oder düstere Zukunftsangst. Doch in theologisch-ethischer Perspektive meint die „Kunst des Sterbens“

---

<sup>13</sup> Die deutschen Bischöfe, Tote begraben und Trauernde trösten. Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht (Hirtenschreiben/Erklärungen Nr. 81; hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz), Bonn 2005, 10f.

einzuüben nichts anderes, als sich die richtige „Kunst des Lebens“ zu erschließen. Denn wer als Mensch sein „Sein zum Tode“ (Martin Heidegger), seine Sterblichkeit, nicht verdrängt, sondern bewusst annimmt, der wird eine andere Einstellung zum Leben gewinnen. Er wird die wirklich wichtigen Dinge von den Unwichtigen unterscheiden und in vieler Hinsicht klarer und entschiedener, aber auch gelassener und unbeschwerter seine Zeitspanne in dieser Welt gestalten können. In vieler Hinsicht wäre wohl eine deutliche Veränderung im Bereich des zwischenmenschlichen Verhaltens zu erwarten, würde sich jeder und jede Einzelne etwa in einem kurzen täglichen Moment der Besinnung fragen: Lebe ich so, dass ich gegebenenfalls auch heute sterben könnte? Was würde mein eigener Tod am Leben meiner Mitmenschen ändern? Wem würde ich ein für allemal etwas schuldig bleiben, wenn ich heute sterben müsste?

Zwar lässt sich nicht einfach ein konkret-praktisches Patentrezept zur Ausgestaltung einer gelungenen „ars moriendi“ angeben; in jedem Fall aber dürften kleine, beständige Rituale, die wenigstens kurz zu denken geben, hilfreich sein. Mir persönlich hat sich in diesem Zusammenhang beispielsweise eingeprägt, was ich als junger Theologiestudent regelmäßig erleben konnte, wenn ich dem damaligen Altbischof Antonius Hofmann bei der Messefeier in seiner Privatkapelle ministriert habe. Fester Bestandteil bei diesen Gottesdiensten war immer der Satz: „Auf die Fürsprache des Schächers Dismas schenke uns Gott einmal eine gute Sterbestunde.“ Ein sicher oft nicht besonders reflektiertes, eben schlicht ritualisiertes Detail, das aber vielleicht doch in seiner bewusstseinsbildenden Wirkung hinsichtlich eines konsequenten „memento mori“ („Denken an den Tod“) keineswegs unterschätzt werden sollte.

Wenn ich bislang den Aspekt einer tendenziellen „Todesverdrängung“ in der modernen Gesellschaft und das christlich motivierte Alternativprojekt einer bewussten „ars moriendi“ thematisiert habe, dann schließt sich hier nahezu zwingend noch ein weiterer Gedankenschritt an. Um es gleich ein wenig plakativ und provokant zu formulieren: Verdrängt und verleugnet wird nicht allein der Tod, verdrängt und verleugnet werden vielmehr auch die Toten.<sup>14</sup>

Die Veränderungen in der Bestattungs- und Friedhofskultur – auch hier in unserem Raum – gehen unverkennbar in eine bestimmte Richtung, nämlich hin zur Zweckmäßigkeit und Anonymisierung. Feuerbestattungen werden mehr und mehr der Erdbestattung vorgezogen; und wo es noch eine namentlich gekennzeichnete Grabstelle gibt, wird diese immer öfter so gestaltet, dass sich der pflegerische Aufwand möglichst in Grenzen hält. Vor allem aber wächst die Anzahl derer, die sich anonym bestatten lassen wollen oder so bestattet werden, in

---

<sup>14</sup> Vgl. ganz in diesem Sinne auch: Thomas Macho, Art. „Tod“, in: Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie (hrsg. v. Christoph Wulf), Weinheim-Basel 1997, 939-954, insbes. 940.

beängstigendem Ausmaß. In einigen Städten Ostdeutschlands wird bereits mehr als die Hälfte der Verstorbenen anonym bestattet und auch in den alten Bundesländern erfreut sich diese Form des Umgangs mit den Toten wachsender Beliebtheit.

Natürlich sind es auch äußere Faktoren, welche für diesen deutlichen Trend der Bestattungskultur hin zur Zweckmäßigkeit und Anonymisierung mitverantwortlich sind. So leben wir in einer Gesellschaft, in der wirtschaftliche und finanzielle Aspekte immer mehr dominieren. Da bleibt es dann nicht aus, dass eben auch im Blick auf die Bestattung die Geldfrage eine entscheidende Rolle spielt und reges Interesse an kostengünstigeren Formen weckt. Des Weiteren zeigt die gesellschaftliche Forderung nach Mobilität und Flexibilität auch in diesem Bereich ihre Wirkung. Viele Menschen verändern mehrmals im Leben ihren Wohnsitz, Familien leben oft nicht mehr an einem Ort, sondern die einzelnen Mitglieder weit voneinander entfernt. Dadurch wird es immer schwieriger, ein an den konkreten Ort gebundenes Totengedächtnis zu pflegen. Und schließlich sorgt die Individualisierung unserer Gesellschaft auch dafür, dass die sozialen Bindungen lockerer werden und der Einzelne Angst davor hat, anderen zur Last zu fallen. Erst recht gilt das dann für alleinstehende Personen, die nach ihrem Tod schlichtweg ihr Andenken niemandem mehr zumuten wollen.

Neben diesen hier nur kurz genannten äußeren Faktoren sind allerdings auch noch innere Faktoren von entscheidender Bedeutung, d.h. weltanschauliche Deutungsmuster und persönliche Einstellungen, die das menschliche Selbstverständnis betreffen. Je mehr sich der moderne Mensch ausschließlich als biologisches Wesen, als Teil der diesseitigen Welt und Natur betrachtet, desto mehr erscheint es ihm schlüssig, seinen Tod lediglich als ein Aufgehen in einem größeren biologischen Prozess zu interpretieren. Die Konzeption des sog. „Friedwaldes“ beispielsweise kommt diesem Denken sehr entgegen und besticht viele durch seine Naturnähe und Baumsymbolik.

Wesentlich radikaler freilich noch schlägt ein ungeschminkt materialistisches Menschenbild bei jenen durch, die für ein möglichst unkompliziertes „Entsorgen“ der Toten optieren. Da mit dem Tod ohnehin die Existenz einer Person unwiederbringlich ausgelöscht und ein Weiterleben bestenfalls in den Nachkommen zu erwarten ist, sollte man keine große Mühe mehr an das Gedächtnis der Toten verschwenden und lieber in die Überlebenden investieren.

Nicht ganz zur These von der Verdrängung der Toten in der modernen Gesellschaft scheint indes zu passen, dass manche Angehörige die Asche eines lieben Verstorbenen am liebsten zu unvergänglichen Diamanten pressen lassen und als Ring am Finger tragen möchten. Und immer lauter wird auch der Ruf nach einer Liberalisierung des deutschen Bestattungsrechtes

dahingehend, dass wie in anderen Ländern üblich die Urne eines Verstorbenen direkt zu Hause aufbewahrt werden kann.

Ich will gar nicht im Einzelnen auf die problematischen Folgefolgen einer solchen Praxis im Umgang mit den Überresten von Verstorbenen eingehen<sup>15</sup> oder billige Witze über die „Oma im Teppichflor“ reißen. In hohem Maße bedenklich finde ich jedenfalls, dass die Toten hier zwar nicht unbedingt verdrängt, dafür aber – was kaum besser ist – verdinglicht und zum Eigengut deklariert werden. Die personale Würde und die Unverfügbarkeit des Einzelnen – zu Lebzeiten höchste Güter – haben für die Toten offenbar jede Geltung verloren.

Noch einmal möchte ich an dieser Stelle betonen, dass es mir in keiner Weise darum geht, die gegenwärtigen Veränderungen in der Bestattungskultur ausschließlich negativ zu bewerten und ein Loblied auf die ach so pietätvolle Vergangenheit anzustimmen. Frühere Zeiten waren im Umgang mit den Toten auch nicht immer große Vorbilder: Leichenfledderer beherrschten die Schlachtfelder, barocke Kunstfertigkeit bastelte unbekümmert mit Menschenknochen und beileibe nicht nur Mozart wurde achtlos in einem anonymen Massengrab verscharrt.

So gesehen beweist die eine oder andere unkonventionelle Bestattungszeremonie, Trauer- und Erinnerungsform, die sich gegenwärtig entwickelt, vielleicht sogar mehr Sinn für Humanität und Ehrfurcht gegenüber den Toten, als dies manche Gewohnheit der Vergangenheit je erkennen ließ.

Außerdem wird – das zeichnet sich ja bereits in der konkreten Trauerpastoral vor Ort ab – unser christlich motivierter Umgang mit den Toten auf Dauer gegenüber neueren Entwicklungen kompromissbereit sein müssen (siehe Feuerbestattungen), selbst wenn man diese im Einzelnen nicht immer für optimal hält.

Entscheidendes Kriterium für die Grenzen der Kompromissbereitschaft bleibt dabei aus christlicher Sicht aber in jedem Fall, ob das Bekenntnis zur Gotteskindschaft, zur unverlierbaren Würde jedes einzelnen Menschen über den Tod hinaus verdunkelt bzw. das Zeugnis des Glaubens an die Auferstehung ausgehöhlt wird. Denn das ist und bleibt der entscheidende Anspruch für eine christlich geprägte Haltung gegenüber dem Tod und den Toten: Sie soll weder eine ängstliche Fixierung auf den Tod noch einen übertriebenen Leichenkult bestärken, sondern vielmehr eine überzeugende Kultur der Erinnerung und eine glaubhafte Kultur des unzerstörbaren Lebens sein.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Einen erhellenden Eindruck vermittelt diesbezüglich z.B. die Reportage von Detlef Esslinger mit dem Titel „Die Asche eines Vaters. Wohin bloß mit Dad? Ins Wohnzimmer? In die Garage? In die Wüste? Die Geschichte einer langen letzten Reise“, in: Süddeutsche Zeitung vom 25./26. November 2006 (Wochenendbeilage, III).

<sup>16</sup> Vgl. „Wer glaubt, ist auch im Sterben nicht allein“ – Fastenhirtenbrief 2007 von Bischof Dr. Reinhard Marx, Trier 2007, 3.

### 3. Trauer: in solidarischer Gemeinschaft statt nur allein

Vieles von dem, was ich bislang zum Thema „Umgang mit dem Tod und Umgang mit den Toten“ ausgeführt habe, lässt sich fast unmittelbar auch auf das Problemfeld „Trauer“ beziehen. Ich will mich deshalb in diesem Punkt mit der Situationsanalyse kurz fassen und lediglich auf eine wesentliche Beobachtung nochmals hinweisen: ganz ähnlich wie beim Tod und bei den Toten besteht auch bei der Krisensituation der Trauer die Tendenz der Verdrängung – und zwar hinein ins Private.

Immer öfter finden Trauerfeiern und Beisetzungen nur mehr im engsten Familienkreis statt, Kondolenzbesuche sind unüblich geworden, die Kleiderfarbe Schwarz als sichtbares Zeichen der Trauer wird kaum mehr über längere Zeit hinweg getragen, es gilt als unschicklich, zuviel und zu lange öffentlich Emotionen der Trauer zu zeigen. Die moderne Gesellschaft legt beim Tod des Einzelnen keine Pause mehr ein. Tod und Trauer sind in aller Regel keine öffentlichen Ereignisse mehr. Ja das Leben zumal in den größeren Städten wirkt so, als ob überhaupt niemand mehr sterben und trauern würde.<sup>17</sup>

Zum besonderen Profil einer christlichen Trauerkultur und Trauerpastoral muss es daher gehören, der menschlich notwendigen Trauer ganz bewusst Raum und Zeit zu geben. In dieser Richtung geschieht bereits sehr viel in der seelsorglichen Begleitung Einzelner, in größeren Trauergruppen und auch in verschiedenen liturgischen Vollzügen der Pfarreien.

Für ganz wesentlich halte ich in diesem Zusammenhang auch, dass Trauer gezielt vom Ruch des Pathologischen befreit und als Aufgabe des alltäglichen Daseins begriffen wird. Nicht wenige Menschen beschleicht ja heute das Gefühl, es sei nicht normal, wenn sie „in Trauer“ leben; offene oder unterschwellige Signale des sozialen Umfelds vermitteln ihnen häufig den Eindruck, dass mit ihnen „etwas nicht stimme“. Dem entgegen gilt es das Bewusstsein zu stärken, dass Trauer etwas völlig Normales ist und dass man sie nach außen hin zeigen kann und darf.

Unbestreitbar gibt es natürlich auch Anlässe und Formen der Trauer, die eine professionelle, psychologisch geschulte Begleitung erfordern – und gerade diesbezüglich hat in den letzten Jahren das kirchlich-caritative Engagement einen beachtlichen und erfreulichen Ausbau erfahren. Aber es wäre – wie schon gesagt – eine Fehlentwicklung, wenn man das Phänomen der Trauer letztlich mehr und mehr in die Nähe des „Pathologischen“ rückt, mit dem nur Fachleute richtig umgehen können. In der Regel nämlich brauchen Trauernde keine spezielle

---

<sup>17</sup> Vgl. Axel Michaelis, Trauer und rituelle Trauer, in: Jan Assmann/Franz Maciejewski/Axel Michaels (Hrsg.), Der Abschied von den Toten. Trauerrituale im Kulturenvergleich, Göttingen 2005, 7-15, hier: 9f.

Begleitung; es genügt schon, wenn ihre Trauer einen Platz in der Aufmerksamkeit der Mitmenschen bekommt.<sup>18</sup>

In diesem Sinne legt auch das bereits zitierte Wort der Deutschen Bischöfe „Tote begraben und Trauernde trösten“ allen Frauen und Männern in den Pfarrgemeinden ans Herz, pastorale Mitverantwortung in der Trauerbegleitung zu übernehmen: „Die Sorge um die Trauernden ist nicht nur Aufgabe der hauptberuflichen Seelsorger, sondern der ganzen Gemeinde. Wo viele einsam, traurig und resigniert, hoffnungs- und hilflos sind, ist es wichtig, dass mehr und mehr Christen ihre Begabung wahrnehmen und vertiefen, andere zu stärken, zu trösten, zu ermutigen, aufzurichten und in ihnen Vertrauen und Zuversicht neu zu wecken.“<sup>19</sup>

In einer Zeit, da der Rückhalt des Einzelnen durch stabile familiäre Bindungen längst nicht mehr als selbstverständlich vorauszusetzen ist, wird es in Krisensituationen der Trauer immer wichtiger werden, dass sich die christliche Gemeinde als eine Art „Familie Gottes“ versteht und gegebenenfalls das ergänzt oder sogar ersetzt, was die Familien aus unterschiedlichen Gründen heute nicht mehr zu leisten imstande sind.

Damit ist kein geringer ethischer Anspruch verbunden. Denn es gilt zunächst einfühlsam und respektvoll wahrzunehmen, dass die jeweilige Trauer des Einzelnen sehr unterschiedlich geartet sein kann – und auch dementsprechend begleitet werden muss. Des Weiteren besteht eine besondere Verantwortung gegenüber jenen, deren Trauersituation erschwert oder auch mit einem Tabu behaftet ist – ich denke beispielsweise an Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid, Aids, Gewaltverbrechen oder Drogenmissbrauch verloren haben, an junge Witwer und Witwen mit kleinen Kindern oder auch an Frauen, die ein Kind abgetrieben haben und mit ihren Schuldgefühlen und ihrer Trauer meist allein gelassen werden.

Von den individuellen Gegebenheiten und speziellen Ansprüchen an Trauerbegleitung und Trauerhilfe allerdings einmal abgesehen, stellen grundsätzlich das liturgisch-rituelle Handeln einerseits sowie die diakonisch-helfende Zuwendung andererseits die zwei Standbeine einer umfassenden christlichen Trauerkultur dar.

Liturgische Feiern, feste Rituale und auch ausgewiesene Orte sind in ihrer Bedeutung für einen gelingenden Trauerprozess gar nicht hoch genug einzuschätzen. Sie geben Halt in einer haltlosen Situation, sie liefern Verstehenshilfen und spenden Trost. Aufgabe und Sinn bereits der Totenliturgie muss es sein, der Trauer Raum zu geben und den Trauernden Mut zu machen, sich auf den Prozess der Trauer einzulassen – und zwar in der Hoffnung, dass sie darin nicht untergehen.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Vgl. Erhard Weiher, *Die Religion, die Trauer und der Trost*, 103.

<sup>19</sup> Die deutschen Bischöfe, *Tote begraben und Trauernde trösten*, 35.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., 40.

Glaubhaft und wirklich tröstlich sind gemeinsames liturgisches Feiern und gemeinschaftlich gepflegte Rituale allerdings nur dann, wenn sie verbunden sind mit einer ehrlichen Anteilnahme am Schicksal des Anderen, die sich darin bewährt, dass Menschen im konkreten Alltag füreinander eintreten und Perspektiven der Hoffnung für den anderen eröffnen. Wo dies gelingt, gereicht christliche Trauerbegleitung nicht nur den Trauernden, sondern auch den solidarisch zur Seite Stehenden zum Segen.

Eine moderne geistliche Autorin hat dies in ihrem „Segen der Trauernden“ folgendermaßen auszudrücken versucht:

„Gesegnet seien alle, die mir jetzt nicht ausweichen. Dankbar bin ich für jeden, der mir einmal zulächelt und mir seine Hand reicht, wenn ich mich verlassen fühle.

Gesegnet seien die, die mich immer noch besuchen, obwohl sie Angst haben, etwas Falsches zu sagen.

Gesegnet seien alle, die mir erlauben, von dem Verstorbenen zu sprechen. Ich möchte meine Erinnerungen nicht totschrweigen. Ich suche Menschen, denen ich mitteilen kann, was mich bewegt.

Gesegnet seien alle, die mir zuhören, auch wenn das, was ich zu sagen habe, sehr schwer zu ertragen ist.

Gesegnet seien alle, die mich nicht ändern wollen, sondern geduldig so annehmen, wie ich jetzt bin.

Gesegnet seien alle, die mich trösten und mir zusichern, dass Gott mich nicht verlassen hat...“<sup>21</sup>

#### **4. Schlussbemerkung: „Mea res agitur“ – es geht um meine Sache**

Man kann sich mit der Thematik „Sterben – Tod – Trauer“ natürlich sehr intensiv auf einer abstrakt-theoretischen Ebene befassen: in wissenschaftlichen Büchern und Vorträgen, in Fortbildungsveranstaltungen oder in eher sachlich-distanzierten Diskussionsrunden. Das ist zweifelsohne auch notwendig, hilfreich und weiterführend.

Aber man wird dieser Thematik nur bedingt gerecht, wenn man versucht, sie möglichst weit von einer unmittelbar persönlichen Herausforderung und Stellungnahme fernzuhalten. Denn schließlich handelt es sich hier um Fragen und Antwortversuche, die jeden Einzelnen nicht

---

<sup>21</sup> Marie-Luise Wöfling, Segen der Trauernden, in: Peter Neysters/Karl Heinz Schmitt, Denn sie werden getröstet werden. Das Hausbuch zu Leid und Trauer, Sterben und Tod, München 2004, 308f.

bloß indirekt, sozusagen in der zweiten oder dritten Person betreffen, sondern vielmehr direkt, unausweichlich in der ersten Person angehen.

„Mea res agitur“ – es geht um meine Sache: dieser Grundsatz aus der langen Tradition christlicher Ethik scheint mir als Leitidee für die Auseinandersetzung mit dem Themenfeld „Sterben, Tod und Trauer“ unverzichtbar zu sein. Denn auf die vielbeschworene Krise gerade auch unserer christlichen Trauerkultur in der modernen Gesellschaft lässt sich nur dann adäquat antworten, wenn jeder einzelne als Christ erst einmal wieder bei sich selber ansetzt und sich ganz persönlich befragt: Was ist denn meine eigene Vorstellung von einem würdigen und wahrhaft humanen Umgang mit Sterben, Tod und Trauer? Welche Ängste, Wünsche und Hoffnungen begleiten mich in der Konfrontation mit den sog. „letzten Dingen“? Wo habe ich persönlich in diesem Lebensbereich die heilende und tröstende Kraft des Glaubens erfahren? Manches deutet darauf hin, dass inzwischen mehr und mehr die Zeit reif geworden ist für ein im christlichen Geist erneuertes Kontrastprogramm im Gegensatz zur vorherrschenden Technisierung, Kommerzialisierung und Trivialisierung von Sterben, Tod und Trauer.

Denn schon seit längerem regt sich Widerstand gegen das seelenlose Sterbezimmer im Krankenhaus, gegen eine allzu routinierte und geschäftstüchtige Bestattungsindustrie und gegen die Verbannung der Trauer aus dem öffentlichen Leben. Und ich bin fest davon überzeugt, dass auf Dauer selbst noch so bunt-phantasievoll inszenierte Formen rein ziviler Trauerfeiern zumindest für ernsthaft suchende und fragende Menschen einen schalen Beigeschmack haben werden. Weil es nämlich im Letzten eben doch nur bei schönen Worten und Gesten bleibt, die wirklich drängenden Fragen nach Sinn und Zukunft unseres menschlichen Lebens über den Tod hinaus aber bestenfalls vage und unverbindliche Antworten finden.

Insofern hat die thematische Ausrichtung dieser Herbstvollversammlung des Diözesanrates keineswegs nur eine binnenkirchliche Orientierung, sondern einen im besten Sinn auch missionarischen Charakter. Und es ist auch ein Trugschluss, dass der Diözesanrat hier ein eher rückwärtsgewandtes, seelsorglich und gesellschaftspolitisch kaum positiv-zukunftsorientiertes Projekt auf seine Tagesordnung gesetzt habe.

Das Gegenteil davon ist wahr: Dass die zutiefst menschlich-therapeutische Funktion des christlichen Glaubens gerade in den belastenden Grenzerfahrungen von Sterben, Abschied und Trauer wieder deutlicher und überzeugender zum Ausdruck kommt – darin liegt ein ganz wesentlicher pastoraler Anspruch, dessen Bedeutung für die Zukunft der Kirche, ebenso aber auch für die Wahrung echter Humanität in unserer Gesellschaft gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.